

Perspektivwechsel –notwendig

W. Teichert Jahresempfang 2017

Zu Beginn des Jahres 2017 ein paar eher heitere Bemerkungen zu einem vielleicht gar nicht heiteren Thema. Wir befinden uns seit Freitag in der Epiphaniastzeit, eine Zeit, die vom Erscheinen Gottes im Menschlichen handelt, die also unsere Resonanzen will auf solch Erscheinen, wo immer es aufscheint, mit der Pointe – um mit Karl Rahner zu sprechen – daß diese „scheinbar so ziellose improvisierte Tragödie voll Blut und Tränen, (wenn man nur an die abendlichen Fernsehbilder denkt) „doch eine göttliche Komödie voll himmlischer Zielstrebigkeit“,¹ in der eben nicht einfach zugeschaut, sondern göttlich mitgespielt wird.

Es scheint mir an der Zeit, unter dem Stichwort „**Perspektivwechsel**“ aus solchen Wahrnehmungen und Versprechungen einige Stichworte abzuleiten, die für die Arbeit der improvisierten kleinen Akademie vorrangig sind, immer im Geist jener Heiterkeit und jenes Humors, den ich in der Einladung zitiert habe: „Denn die Heiterkeit, Freund, ist das Beste, was Gott uns gab. Gott gab sie unserem Geist, dass wir selbst dieses, das strenge Leben, mögen damit zum Lächeln bringen. In Heiterkeit kann sich der Menscheng Geist aufheben, dass er vielleicht mit innigen Spaß über das Antwortlose, Gott selbst, den gewaltig Antwortlosen, zum Lächeln bringe.“

Nicht nur, dass Humor und Heiterkeit hier als säkulare Variante des Heiligen Geistes angedeutet sind, es ist auch eine Anfrage an die dahinterstehenden Bilder von Gott: „Der Antwortlose“ nennt Thomas Mann ihn.

Frage: Wie kann man einen Antwortlosen zum Lächeln, das heißt zur Einstimmung und Anerkennung gewinnen?

Eine Frage, die hinter unserer Arbeit ausgesprochen und unausgesprochen steht:

- So wenn wir uns eine Woche lang am Beispiel des Markusevangeliums gefragt haben, wie ein gewöhnlicher Handwerker zum Messias wird (was ja nichts anderes heißt als Christus). Die Christen sind ja messianische Juden sozusagen.
- So, wenn wir am Beispiel von Klöstern wie Maria Laach uns über ein gewandeltes Verhältnis zur *Zeit*, einem Perspektivwechsel von der Alleinherrschaft der chronologischen Zeit zur Entdeckung anderer Zeitformen und sogar der „Ewigkeit“ unterhalten haben. Wir taten das am Beispiel der Atemmusik, der sogenannten Gregorianik. Ich komme auf diese Dimension noch zurück.

¹ Karl Rahner. Das große Kirchenjahr. Geistliche Texte
(Hrsg. Albert Raffelt, Freiburg. Basel. Wien 1990. 3.Auflage. Seite 155)

- so wenn wir in unseren Stadtgängen durch Hamburger Straßen flanieren, absichtslos, immer mit der Bereitschaft, das, was sich uns zeigen will, wahrzunehmen und nicht gleich deutend zu verhindern.

Rückmeldung einer *Erstflaneurin*: „*Abgesehen von den Jugendstilhäusern, den seltsamen Vorbauten, in die ich dann so distanzlos eindrang, den kleinen Kneipen, dem traditionellen Geschäft für Künstlerbedarf (die vielen Eichhörnchen aus Sibirien, deren buschige Schwänze zu Pinseln verarbeitet werden), den speziellen Geschäften (die hübschen Lampen), den witzigen Namen mancher Einrichtungen, den Zwischengängen mit reinen Wohnhäusern (ganz unvermutet für mich in dieser Gegend) und Grünanlagen, dem überraschend Individuellen im äußeren Ambiente und in den Kontakten zu Fremden, gipfelnd in unserer vergeistigten Verköstigung, ist der Gedanke bei mir hängen geblieben, warum bloß Leute shoppen gehen und warum wir so selten, wenn wir in der Stadt unterwegs sind, in die Höhe schauen. Das tut man in den Ferien, im Urlaub, warum nicht viel mehr auch dort, wo man sich zu Hause wähnt. Unser Spaziergang hat sich wie Urlaub angefühlt*“ Wahrnehmen statt zielgerichtet zu shoppen. So etwas tut gut, erweitert den Horizont und kann sich „wie Urlaub“ anfühlen.

- So, wenn wir uns beim 4.Sommersymposion über das im vergangenen Jahr angekündigte Thema: „Doch die Nähe bleibt uns am Fernsten“ mit kleinen Lectures, Lektüre und Film beschäftigt haben, also mit Lebensformen innerhalb der Nähe-Distanz-Regulation, übrigens in herrlichster Sylter Umgebung, in Klappholtal, der Insel auf der Insel. Natürlich kam das Heimatthema am Beispiel der Filme von Edgar Reiz hinzu, ohne ins nur Folkloristische abzugleiten bis hin zu der Frage, was es denn heute heißen könnte: Unsere Heimat ist im Himmel.

Ich breche hier ab und erwähne nicht die Abende jeweils am letzten Montag im Monat über Lebenswerte von Verantwortung, Haltung, über Dankbarkeit bis hin zu Warten, Singen und Würde.

Also Perspektivwechsel. Oder Antwort an den „Antwortlosen“. Was meinen wir damit? Leicht abgewandelt könnte ich unser Vorhaben auch so beschreiben (Geliehene Worte): *Philosophie, Theologie, und Wahrnehmen wie sie im Angesicht der Fernsehbilder und der Bombardierungen, Gasangriffe und Kriege einzig noch zu verantworten ist, wäre der Versuch, alle Dinge so zu betrachten, wie sie vom Standpunkt der Erlösung aus sich darstellten. Erkenntnis hat kein Licht, als das, das von der Erlösung her auf die Welt scheint: alles andere erschöpft sich in der Nachkonstruktion und bleibt ein Stück Technik. Perspektiven müssten hergestellt werden, in denen die Welt ähnlich sich versetzt, verfremdet, ihre Risse und Schründe offenbart, wie sie einmal als bedürftig und entstellt im Messianischen Lichte daliegen wird. Ohne Willkür und*

Gewalt, ganz aus der Fühlung mit den Gegenständen heraus solche Perspektiven zu gewinnen, darauf allein kommt es dem Denken an.“

Dies wäre – einst als letzter Aphorismus von Theodor W. Adorno im Konjunktiv geschrieben, - unser Versuch: Welt, Menschen, Ereignisse (übrigens auch und gerade die diesjährigen Lutherfeiern), den Zustand der Kirchen in Deutschland, die Politik wie sie in Tagesschau FAZ, ZEIT oder anderen Medien schnell auf den einen Deutungshorizont politischer Korrektheit verengt wird: Dies **alles unter einem anderen Blickwinkel noch einmal wahrzunehmen, „ohne Willkür und Gewalt“, Perspektiven gewinnen, „ganz aus der Fühlung mit den Gegenständen heraus“, das wäre nach unserem Verständnis christlich oder messianisch.** Nicht umsonst steht das im Konjunktiv: Wir können nicht per Gottesidentifikation vom Standpunkt der Erlösung aus schauen. Darauf komme ich noch zurück. Aber wir sehen oder ahnen zuweilen jenes Licht, dass Adorno etwas geheimnisvoll „messianisch“ nennt, jene Christusfigur, die in Parabeln redet und mit symbolischen Gesten wirkt.

Die Situation aus der heraus ich wahrnehme ist die eines Zeitgenossen,

- der seit 13 Jahren sozusagen neben der Kirche in dieser Stadt mit Menschen und mittelständischen Betrieben (die sich eine kleine Akademie zur Selbstwahrnehmung leisten!) zusammenarbeitet, um die Besonderheit (Markenkern/Unterscheidungsmerkmal) etwa der Existenz eines von Christen geleiteten Hotels oder eines christlichen Wohnstiftes zu ergründen,
- der wöchentlich – nämlich jeden Freitag – sich in einem Gottesdienst einem biblischen Text aussetzt
- der an seiner Enkelin wahrnimmt, wie wenig attraktiv und darum selbstverständlich Konfirmation und Kirchenzugehörigkeit sein können, wenn es nicht das Singen und nachdenkliche Sinnen über das eigene Dasein und Sosein gäbe.

Verrückung der Wahrnehmung. Die Kirchen

Um mit den Kirchen zu beginnen. Es gibt unzählige Deutungen, warum die beiden Kirchen heute in diesem Land das Bild abgeben, was sie abgeben. Und man kann ja gern fragen: Brauchen unsere Kirchen eine neue Reformation? Angesichts von 181.925 Austritten aus der katholischen, 210.000 Austritten aus der evangelischen Kirche, also insgesamt rund 390 000 Austritte im Jahr 2015.

Im Hinblick auf das sogenannte Reformationsjubiläum 2017 lässt sich ernsthaft fragen, ob der Protestantismus dauerhaft als verfasste Kirche Bestand haben wird, schreibt denn auch ein streitbarer Theologe mit dem Namen Teuffel. „Ausgerechnet das Stammland der Reformation, das heutige Sachsen-Anhalt, weist gegenwärtig die niedrigste Quote kirchlich gebundener Einwohner innerhalb Deutschlands auf. Nur 13,6 Prozent der Bevölkerung waren zum

Jahresende 2013 noch Mitglied in der Evangelischen Kirche
Mitteldeutschlands“

Man muss ihm nicht in all seinen Thesen zustimmen, die übrigens von Margot Käßmann, der Lutherbeauftragten, heftig bestritten werden. Sie sieht eher ein fröhlich feierendes (Kirchen)volk 2017 am Werk.

Aber der Abgesang auf die Volkskirche gewohnten Stils bildet denn doch den basso continuo und den Hintergrundsound manch nachdenklicher Zeitgenossen. Gelichwohl haben wir in der Akademie eine Woche lang gemeinsam Luthers Freiheitsschrift gelesen, besprochen und aufgestellt. Denn in der Tat konnte man sich vor Luther ja tausend Jahre lang in Europa keine gesellschaftliche Existenz außerhalb der Kirche vorstellen. Viel Glaubenszwang, Pflichtbeichte, Kirchengzucht, Regelkonformität war auch dabei und wenig Freiheit. „Wir sind so frei“ oder: Dies ist der wesentliche Inhalt der Reformation; „der Mensch ist durch sich selbst bestimmt, frei zu sein.“ (Hegel) „Du darfst“, sagen Reklame und viele Predigten dazu. „Wir sind plural“, meint die derzeitige Kirchentagspräsidentin!

Wir aber haben jedoch bei *unserer Lutherlektüre* gemerkt, dass seine Freiheit eines Christenmenschen weder für bürgerliche Freiheit steht noch für religiöse Freisinnigkeit. Luther sieht uns als Wesen, die notgedrungen allein durch ihr Menschsein sich abgespalten haben von der großen Einheit der Natur(Gott). Sünde nennt er das. Aus eigener Kraft kommen wir von dieser Konstitution nicht los, meint Luther, wir müssen uns schon ins messianische Verrückungsfeld hineinziehen lassen.

Perspektivwechsel eben, wörtlich: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“, ziemlich schwer zu leben, wie die Aufnahme solcher Thesen im Bauernkrieg und in allen Revolutionen gezeigt hat.

Der zweite Aspekt nämlich, der mit dem Dienen, kam meistens zu kurz. „Dienstleistungsservice, wie manche die Kirche heute verstehen, kommt aber diesem Verständnis von Dienen nur von Ferne nahe, obwohl ich in den Hotels des VCH eben diese Form von Dienen als sehr angenehm und für die Kirche gut übernehmbar empfinde.

Aber eins hindert solchen Perspektivwechsel und da komme ich zu meinen eigenen Anfragen und zur kurzen Kritik, wenn ich von meiner Herkunftskirche, der evangelischen Kirche spreche: Die gegenwärtige Organisation der Landeskirchen ist mit ihren Entscheidungsgremien (Synoden, Kirchenleitungen

etc.)zu sehr auf die berufsökonomischen Interessen der jeweiligen Pfarrerschaft ausgerichtet. Das ist auch so gewollt, wie Isolde Karle, Professorin für Praktische Theologie an der Ruhr-Universität Bochum schreibt.: „Die evangelische Kirche braucht professionelle Pfarrerinnen und Pfarrer, damit sie auch in Zukunft als Volkskirche existieren kann. Volkskirche ist Kasualienkirche, und die Kasualienkirche ist engstens an die Pfarrerinnen und Pfarrer als Schlüsselfiguren gekoppelt. Die Pfarrerinnen und Pfarrer wiederum brauchen die Unterstützung der Synoden und Kirchenvorstände bei ihrem herausfordernden und verantwortungsvollen Dienst, Synoden und Kirchenleitungen, die begriffen haben, dass die Zukunft der evangelischen Kirche wesentlich von der Präsenz und dem Engagement von Pastorinnen und Pastoren abhängt..., die die vielfältigen Möglichkeiten zur Kommunikation des Evangeliums zu nutzen und zu fördern wissen.“

Wenn man Pfarrerinnen und Pfarrer als kirchliche Schlüsselfiguren sieht, besteht Gefahr, dass die lutherische Freiheit mit einer verdeckten Form von Klerikalismus einhergehen kann. Wahrgenommen hat das auch unser Freund Fulbert Steffensky, ehemaliger Benediktinermönch und evangelischer Theologieprofessor: „Die Pfarrer und Pfarrerinnen, also die personalen Instanzen, werden umso wichtiger, als Traditionen, Herkömmlichkeiten und selbstverständliche Lehren verblassen. Personale Instanzen werden da wichtig, wo es kaum noch einen Kanon der Lehre und des Verhaltens gibt. Man kann das an dem einfachen Beispiel der Gottesdienste sehen. Sie waren noch nie so klerikal wie heute, und evangelische Gottesdienste sind weit klerikaler als die katholischen. Man kann es schon daran sehen, wie viel ein Pfarrer im Gottesdienst redet. Früher waren er und die Gemeinde einer Tradition und rituellen Vorlagen unterworfen. Seit wir davon freier geworden sind, ist die Gemeinde ganz anders dem Pfarrer und seinen Phantasien ausgeliefert.“

Gefahr der Gottesidentifikation

Ich möchte das durch eine eigene Beobachtung ergänzen: Liest man Predigtkommentare und –Vorbereitungen,- und das habe ich vor Weihnachten sehr intensiv getan - so fällt auf, dass sich die Autorinnen und Autoren häufig mit der Gotteseite identifizieren: „Gott sagt, Gott will, Gott liebt, Gott tut...etc“. Gegen solche *Identifikation mit ihrem Gott*, haben die Gemeindeglieder, die Hörerinnen und Hörer keine Chance. Langeweile breitet sich aus. Was will man schon gegen den Verbund von Gott und Pastorin oder Pastor einwenden? Ich meine, die Pastorinnen und Pastoren gehören auf die andere Seite, ins Gegenüber zu Gott. Sie sollen nicht - wie immer häufiger geschehen – *über* Gott reden, sondern – wenn schon – *mit* ihm; im Gegenüber sozusagen.

Unübertroffen hat es Martin Buber formuliert: „Wenn an Gott glauben bedeutet, von ihm in der dritten Person reden zu können, glaube ich nicht an Gott.“ hat Martin Buber geschrieben und er fährt fort: „Wenn an ihn glauben bedeutet, *zu ihm* reden zu können, glaube ich an Gott. (...) Wo fände ich ein Wort, das ihm gliche, um *das Höchste* zu bezeichnen! (...) Sie [die Menschen] haben dafür getötet und sind dafür gestorben; es trägt ihrer aller Fingerspur und ihrer aller Blut. (...) Gewiss, sie zeichnen Fratzen und schreiben ‘Gott’ darunter; sie morden einander und sagen ‘in Gottes Namen’. Aber wenn aller Wahn und Trug zerfällt, wenn sie ihm gegenüberstehen im einsamsten Dunkel und nicht mehr ‘Er, Er’ sagen, sondern ‘Du, Du’ seufzen, ‘Du’ schreien sie alle das Eine, und wenn sie dann hinzufügen ‘Gott’, ist es nicht der wirkliche Gott, den sie alle anrufen, der Eine Lebendige, der Gott der Menschenkinder? Ist nicht er es, der sie *hört*? Der sie - erhört? Und ist nicht eben dadurch das Wort ‘Gott’, das Wort des *Anrufes*, das zum Namen gewordene Wort, in allen Menschensprachen geweiht für alle Zeiten?“

Wir also sind Angerufene und alles wartet darauf, dass wir diesen Anrufen antworten. Aber ohne eingeübte Resonanz auf solchen Anruf, man kann auch sagen: ohne Gebets- und Lektürepraxis wird einem die christliche Botschaft auf Dauer bedeutungslos.

Der ehemalige Ratsvorsitzende Wolfgang Huber meint Grund für solche Bedeutungslosigkeit, solches Nicht –mehr- antworten- können sei die „kirchliche Selbstsäkularisierung“. Er beschreibt (wie viele) den gegenwärtigen Wandel der Gesellschaft unter den Stichworten der Pluralisierung, der Individualisierung und der Säkularisierung. Er weist jedoch zugleich auf den Preis des mit diesem Prozess verbundenen Freiheitsgewinns hin, z.B. im Verlust gesellschaftlicher Bindungs- und Zusammenhaltskräfte. Den Protestantismus als "Religion der Freiheit" sieht Huber zutiefst in den neuzeitlichen Modernisierungsprozess verflochten, - nicht nur durch die Bedeutung der reformatorischen Neuentdeckung der "Freiheit eines Christenmenschen" für das neuzeitliche Freiheitsbewusstsein, sondern ebenso dadurch, dass die Kirchen den Prozess der Pluralisierung, Individualisierung und eben auch der Säkularisierung, als Auflösung der Orientierungskraft des Religiösen, in sich selbst aufgenommen und (nach-)vollzogen haben. Als Folge dieser Selbstsäkularisierung sieht Huber eine tiefe Orientierungskrise in der evangelischen Kirche. Er fordert religiöse Kompetenz oder kurz "die eigene Botschaft ernst zu nehmen"

Und das heißt auch ganz konkret vom Geld zu reden: Finanziell hält in unserem Land die Kirchensteuer den verfassten Protestantismus immer noch am Leben. Ein scharfer Kritiker schreibt: Die pfarrerzentrierte Kirchenorganisation gleiche

einem großräumigen Schiff über Wasser. „Wenn auch nicht auf den ersten Blick sichtbar, fehlt diesem Kirchenschiff jedoch die Steuerung, und auch der eigene Antrieb ist erlahmt. Man treibt flussabwärts, unmerklich langsam. Flussabwärts vorausgeschaut, ist kein Ende in Sicht: Es geht doch, es geht doch mit uns trotz allem weiter. Wer antriebs- und steuerlos im unbekanntem Zeitfluss abwärts gleitet, kommt unbemerkt in eine reißende Stromschnelle, kentert und erleidet Schiffbruch.“

Ich selber habe – eben auch ein Perspektivwechsel - in den vergangenen Jahren in den christlichen Hotels eine Zukunfts-Form von Kirche kennengelernt, die weiß, wie man mit Geld umgeht, so dass am Ende des Monats nicht rote, sondern schwarze Zahlen herauskommen. Möglichst.

Was ich sagen will: Man kann ja gerne mit der – übrigens noch nie so reichlich geflossenen Kirchensteuer wie im vergangenen Jahr – bestimmte notwendige Hilfsmöglichkeiten (ich vermeide das Wort „Maßnahme“, denn dies Wort gehört ins Wörterbuch des Bürokratismus) subventionieren. Warum nicht? Aber man muss wissen, was etwas kostet.

Wussten Sie, dass ein normaler kirchlicher Gottesdienst am Sonntag (als Vollkosten gerechnet) zwischen 6 bis 8000 € kostet? Das muss man wissen, denn dann wird er im wahrsten Sinn kostbarer, für die Veranstalter ebenso wie für die, die Kirchen. Ihre Glocken, die Musik, auch den kulturellen Beitrag der Kirchen für den geistigen „Haushalt“ dieses Landes für notwendig halten.

Und wenn man Leute fragt: Warum sie sich von der Kirche abwenden oder ihre Suche nicht dort beginnen, bekommt man diese populäre Antwort: Weil die *Kirche nicht mehr zeitgemäß* ist. Sie müsste sich stärker der Lebenswirklichkeit der heutigen Menschen anpassen.

Das klingt vorderhand plausibel, ist aber bei genauerem Hinsehen Unsinn. Denn die Evangelische Kirche in Deutschland hat so ziemlich alles getan, was von der katholischen Kirche immer noch verlangt wird, um endlich zeitgemäß zu sein: Frauenpriestertum, Abschaffung des Zölibats, Liberalität bei Moralfragen, volle Akzeptanz von Homosexuellen und Geschiedenen. Wären das tatsächlich die Gründe für die Malaise des Christentums, müsste es den Protestanten viel besser gehen als den Katholiken. Doch das ist nicht so.

Ein zweiter Denkfehler kommt beim populären Zauberwort „zeitgemäß“ hinzu: Wo sich die Kirchen nicht auf jenen unsagbaren, anrufbaren, unverfügbaren Messias berufen, ist sie nicht mehr als gut gemeintes reines Menschenwerk. Deren kleinster gemeinsamer Nenner in der Verkündigung besteht oft aus einer

Wohlfühlprosa, die ein möglichst breites Publikum ansprechen soll und gerade dadurch beliebig wirkt. Frieden in der Welt, mehr Gerechtigkeit für alle, auch selbst nicht immer so egoistisch sein – darauf kann sich jede Versammlung halbwegs anständiger Menschen einigen. Solche Apelle klingen bei Greenpeace oder beim BUND auch nicht viel anders.

Gott braucht's dafür nicht. Ich füge hinzu: Wer sich Gott nicht mehr als (messianische) Person vorstellen will, sondern lieber als abstraktes Wesen, als „energetische Kraft“, der wird darüber auch den Glauben verlieren. Jede menschliche Beziehung nämlich – und Glauben ist nichts anderes als das – braucht als Gegenüber eine lebendige Person.

Lassen Sie mich noch ein Wort sagen zu dem, was – wie ich wahrnehme – die Kirche wesentlich trägt. Es sind die Chöre, die Musikmachenden ebenso wie jene, die den Glauben nicht vorrangig ethisch wahrnehmen, wertgebunden oder moralisch finden, sondern die seine Schönheit genießen.

Ich rede hier ja Anfang des Jahres 2017 nach Christi Geburt. Das heißt mit unserer Zeitrechnung sind wir – schon rein umgangssprachlich - auf Geburtlichkeit verwiesen: Auf ewig jung, könnte man auch sagen. Das Christentum ist per se eine geburtliche Religion. Es setzt auf ein göttliches Kind, wie wir in diesen Tagen in vielen Variationen gesungen oder zu hören und zu sehen bekommen haben. Und das bedeutet: Jubilatorische Zustimmung zu allem, was lebt; Wahrnehmung des Lebens aus der Perspektive eines Rollentausches zwischen Gott und Mensch, ein Gott, der die Perspektive wechselt. Das ist die Ästhetik, die Poesie und der Charme der Advent-, Weihnacht- und Epiphaniiaszeit.

Wir beginnen ja eben erst mit einem neuen Jahr, mit einer Neuperspektive auf die Welt. Mit einigen wachen Zeitgenossen und angesichts des Jahresanfangs entscheiden wir uns also nicht gleich für den ethischen Weg,- so unverzichtbar er sein mag - weil der zu schnell in Klage und Warnung und Kritik übergehen könnte. Unsere Arbeit und diese kleine Rede will also nicht die Zukunft der Kirche des kommenden Jahres, der Kirche von morgen nur beklagen und sich in der Selbstanklage und dem Selbstmitleid erschöpfen. Man kann sich nämlich in der Beschreibung der Misere verlieren! Also nicht klagen, sondern überlegen, was wir haben. Denn die Kirche wird sich äußerlich und innerlich verändern, wir werden vieles sterben sehen.

Ich weiß als einer, der erlebt hat, wie die Evangelische Akademie geschlossen wurde, wovon ich rede. Aber ich weiß auch von überraschenden Wendungen, Intensitäten, Möglichkeiten, Inspirationen zu erzählen. Dazu brauchen wir aber einen geistlichen Umgang mit unserer Situation, nicht nur einen pragmatischen, nicht nur einen ethischen, sondern eine Aufmerksamkeit und

Präsens, die sich wach halten lässt vom Rätsel dessen, was gegenwärtig geschieht, also die Geschichte sehen, die da geschehen ist oder die euangelisch versprochen ist.